

Ossischicksale

Jena, den 21. 10. 1994

Heute früh hatte ich ein interessantes Gespräch mit dem Mitarbeiter einer Beratungsstelle. Er kommt auch aus dem Westen, aus Berlin. Er erzählte mir das. Ich hatte es nicht gewusst und wäre auch von mir aus nicht darauf gekommen.

„Die regen sich ganz schön auf über das, was jetzt auf einmal ihr Leben verändert“, sagte er. „Allein, dass es jetzt auf einmal in allen Köpfen soziale Schichten gibt: eben arme und reiche Leute. Ich kenne Menschen, die eine intensive Freundschaft verbunden hatte, über Jahrzehnte hinweg. Jetzt nach der Wende befinden sie sich plötzlich in unterschiedlichen sozialen Lagern und daran ist ihre Freundschaft zerbrochen.“

Die neue soziale Schichtung zerstört alte Freundschaften.

Viele sind ja durch den Arbeitsverlust auf einmal arm, andere haben es geschafft, an der Wende heftig zu verdienen. Mir haben die Lehrer erzählt, dass Kinder in der Schule plötzlich merken, dass ihre Sitznachbarn schickere Kleidung tragen oder dass sie nur noch was wert sind in der Klasse, wenn der Vater ein dickes Auto fährt. Ich denke manchmal: Wir haben ihnen unsere sozialen Probleme mitgebracht wie einen Virus.“

Jena, den 25.10.1994

Am letzten Montag hatte ich einen Termin bei einem Stadtteilprojekt, das insbesondere mit den Schulen zusammenarbeitet. Dieser Verein mit dem Namen „Schule am Nachmittag“ hat sich erst vor einem halben Jahr gegründet. Die Mitarbeiterinnen dort hatten mich eingeladen, an einem Bewerbungsgespräch teilzunehmen. Es arbeiten zwei junge Frauen dort, die noch bei uns studieren. Wahrscheinlich haben die beiden vorgeschlagen, mich zu dem Bewerbungsgespräch einzuladen. Offenbar sahen die Frauen diesem konkreten Bewerbungsgespräch mit einem gewissen Grauen entgegen.

Es ging wieder einmal um eine ABM Stelle, die ihnen das Arbeitsamt vermittelt hat. Das Team des Vereins ist für seine vielfältigen Aufgaben, die mit dem Schulamt und dem Jugendamt vereinbart worden sind, unterbesetzt. Aber mehr Geld fließt nun einmal nicht. Wenn sie bei den Behörden mehr Personal fordern, zucken dort alle Leute die Achseln und raten ihnen, sich ans Arbeitsamt zu wenden. Das vermittelte in großem Stil Langzeitarbeitslose auch an soziale Vereine. Problematisch dabei ist jedoch: Diese vermittelten Menschen sind oft überhaupt nicht für pädagogische Aufgaben ausgebildet. Sie kommen aus allen nur denkbaren Berufen, von der Schreibkraft bis hin zum Agraringenieur, dessen Betrieb geschlossen worden ist.

Das Arbeitsamt vermittelt Langzeitarbeitslose in freie Stellen, egal in welche.

Das Arbeitsamt macht sich keine Gedanken darüber, ob ihr Vorschlagskandidat für eine ausgeschriebene Aufgabe passt oder nicht. Hauptsache, die Leute kommen irgendwie unter. Die Frauen des Vereins „Schule am Nachmittag“ haben, wie sie mir sagten, schon einige Pleiten mit diesen Bewerbungen erlebt. Meist sind zwar die Bewerber begierig auf die Stellen. Sie wollten einfach wieder arbeiten. Aber was macht man mit einem ehemaligen Arbeiter aus einem Metall verarbeitenden Betrieb, der jetzt hier in der Arbeit mit Schulen und SchülerInnen eingesetzt werden soll? Solche Konstellationen bringen dann in der Regel mehr Arbeit mit sich, als dass sie die Kolleginnen entlasten. Eine andere Variante an Bewerbern, die über das Arbeitsamt übermittelt wurden, sind aus Sicht der Frauen noch problematischer: Nicht selten werden Leute geschickt, denen man auf den ersten Blick ansieht, dass es für sie eher einer Beleidigung als einer Chance gleichkommt, sich hier vorstellen zu müssen. Das sind oft Leute, die in der DDR wichtige Posten innegehabt haben. Nicht selten sind es hochqualifizierte Akademiker. Vor ein paar Wochen zum Beispiel hat das Arbeitsamt einen Physiker geschickt, der an der Universität seine Stelle als Professor verloren hat, weil er inoffizieller Mitarbeiter bei der Stasi gewesen sein soll.

Solche, eigentlich unsinnigen Bewerbungsgespräche belasten die Frauen im Verein. Sie fühlen sich missbraucht, als Leute, die die Botschaft der neuen Gesellschaft durchstellen sollen: ‚Strengt euch an! Was ihr früher gewesen seid, ist von keinerlei Bedeutung. Aber ihr kriegt eine Chance. Haltet euch ran!‘.

Und doch hoffen die Frauen vom Verein immer wieder, bei so einer Gelegenheit jemanden zu finden, der ihnen Arbeit abnehmen könnte, weil sie dringend Unterstützung brauchen. Und so hofften sie es auch heute.

Wir warteten zu fünft auf den Bewerber. Unterlagen hatte er vorher nicht geschickt. Aber vom Arbeitsamt wussten wir, dass der Mann früher, also noch vor wenigen Jahren, Lehrlinge ausgebildet hat. Vielleicht wusste er ja, wie man mit Menschen umgeht, dachten wir alle hoffnungsvoll.

zur Demütigung verpflichtet

Er erschien pünktlich. Ein schlanker, großer Mann um die 50, mit einem ernsten Gesicht. Er kam im etwas zu strammem Anzug. Ein wenig sah er aus wie ein Mann, der sich in seinen alten Konfirmationsanzug, seinen Anzug zur Jugendweihe in diesem Fall, gequetscht hat. Er verbeugte sich vor der wartenden Gruppe mit einer betont devoten Geste. Dann stand er da, und noch bevor man ihm einen Platz anbieten konnte, verwies er als Referenz darauf, dass er bis 1990 Werkmeister in der Produktion war und 44 Leute unter sich hatte.

Er machte eine kleine Pause, um seine Worte wirken zu lassen, und fügte dann mit abgehackerter Stimme aber scheinbar selbstsicher hinzu:

„Ihr Verein sucht ein Mädchen für alles, aufgeschlossen, anpassungsfähig, kontaktfreudig, wie es in der Notiz für das Arbeitsamt steht. Das passt ja wohl nicht mit dem zusammen, was ich leisten kann.“ Er schaute die ihm gegenüber Sitzenden herausfordernd an.

Die Frauen rutschten nervös auf ihren Stühlen und wechselten beredte Blicke. Ihnen war klar, uns allen war klar: Wir mussten ihm recht geben.

„Ja, sagte Rosi, die Gesprächsführerin schließlich vorsichtig. „Wir haben verstanden, was Sie uns sagen wollen, Herr ...“ Dummerweise musste sie erst auf die Unterlagen sehen, bevor sie den Namen sagen konnte: „Herr Schubert. Aber nun sind Sie einmal da. Wir würden Ihnen dennoch gerne ein paar Fragen stellen. Dann werden wir ja sehen, ob sie recht haben.“

Herr Schubert sah sie ein wenig genervt an. Dann gab er sich einen Ruck und nickte ergeben. Er beantwortete die Fragen, die an ihn gestellt wurden, kurz und knapp. Es waren Fragen, die sich mit seiner Äußerung am Anfang eigentlich schon erledigt hatten, wie: „Welche Erfahrungen haben Sie im Umgang mit Jugendlichen?“, „Können Sie tippen?“, „Kenntnisse in Buchhaltung wären für uns auch wichtig, können Sie die vorweisen?“ Auch der Gruppe selbst kamen diese vorgegebenen Fragen wie an den Haaren herbeigezogen vor. Die Situation wurde peinlich.

Der Mann war inzwischen immer bleicher geworden und seine Stimme klang auf einmal spröde. Er saß jetzt ein wenig zusammengesunken auf seinem Stuhl. Von seinem zu Beginn vorgetragenen Selbstbewusstsein schien nichts mehr übrig. Alle im Raum konnten spüren, wie er sich zusammennahm, um das hier ertragen zu können.

Den Frauen fiel es immer schwerer, weitere Fragen zu stellen. Aber die für das Gespräch angesetzte Zeit war noch lange nicht erfüllt. Ich wollte hilfreich sein und ergriff das Wort. Mit einfühlsamer Stimme wandte ich mich an Herrn Schubert:

„Ich kann mir vorstellen, Herr Schubert, dass es schwierig für Sie sein würde, nach ihrer Erfahrung und ihrer verantwortlichen Stellung früher, in Zukunft für den Verein hier Hilfstätigkeiten auszuführen zu sollen.“

Der Mann sah mich an. In seinen Zügen mischte sich Traurigkeit mit Wut. Dann plötzlich stand er abrupt auf, nahm seine Aktenmappe, drehte sich wortlos um und ging.

Er schloss die Tür leise hinter sich. Wir saßen stumm da und wussten vor Überraschung nicht, was sie tun sollten.

„Scheiße!“, meinte schließlich Rosi. „Wieso müssen wir hier Menschen so was antun?“

Die Gruppe schwieg.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich begriff, was ich mit meinen Worten angerichtet hatte. Dieser Mann wollte kein Verständnis, sondern Gerechtigkeit und Fairness. Nun saß ich auch betreten da. Meine idiotische Bemerkung hatte alles noch verschlimmert.

„Nein, so etwas möchte ich nicht wieder machen müssen“, sagte Rosi mit tonloser Stimme. Dann schlug sie mit der Faust auf den Tisch. „Wie kommen wir dazu, Menschen so verarschen zu müssen?“

Ich wollte etwas sagen, da fuhr mir die erregte Rosi über den Mund.

„Ach kommen Sie, Frau Professor, Sie haben da gut reden. Wir können uns nicht aussuchen, ob wir solche Gespräche führen und die Menschen — sozusagen im Auftrage des neuen Systems — dabei vorführen und verarschen. Sie haben uns immer so schön erklärt, dass wir uns gegen diese neuen menschenfeindlichen Tendenzen wehren sollen. Aber Sie können das gut sagen. Sie stehen nicht unter diesen Zwängen wie wir. Es bleibt uns doch keine andere Wahl, als bei deren Spiel mitzumachen. Uns bleibt doch überhaupt keine Alternative. Sobald

wir finanziell von diesem Staat abhängig sind, müssen wir sein Lied singen. Selbst wenn wir dabei fluchen. Und mir nichts dir nichts werden wir zu Handlangern dieses neuen Systems gemacht. Wenn es nach uns ginge, hätten wir den Mann selbstverständlich in Ruhe gelassen, statt ihn zu demütigen und zu quälen.“

„Ich weiß“, gab ich zu. Sie hatte vollkommen Recht. Das System verarscht die Menschen nicht nur, es zwingt sie auch dazu, ihre Mitmenschen selbst in die Pfanne zu hauen. Und ich habe schließlich nichts anderes getan. Ich habe einfach nur mitgemacht.

„Trotzdem danke, Frau Professor“, meinte Rosi. Die anderen lächelten und gaben mir stumm die Hand. Ich machte mich auf den Heimweg.

Zu Hause angekommen, goss ich mir noch im Stehen einen Cognac ein und ließ die Flasche gleich auf dem Tisch stehen. Jetzt sitze ich hier und sehe aus dem Fenster in den dunstigen Abend. Ratlos.

Jena, den 19.12.1994

Jena wird immer schöner, aber es ist nicht mehr das alte.

„Jena wird immer ärmer und immer schöner“, sagte der rundliche Mittvierziger, der mir den Vertrag für meine Hausratsversicherung überreichte.

„Wissen Sie was?“, fuhr er fort. „Es ist verrückt, aber ich fühle mich immer fremder in meiner eigenen Stadt, so vieles geht einfach verloren. Und ich verstehe manches einfach nicht mehr: Warum werden Häuser abgerissen, die noch in Ordnung sind? Nur weil sie nicht aussehen wie die Häuser im Westen? Weil sie deren Standards nicht erfüllen? Es wird in Jena immer schöner, sicher, aber diese Art von Schönheit, die brauche ich nicht.“

„Was haben sie denn vor der Wende gemacht, wenn ich fragen darf.“

Der Mann lachte. „Ich war in der Verwaltung bei Zeiss. Das war ja mit einem Schlag Geschichte und ich saß da. Irgendwer gab mir den Tipp, mich zum Versicherungsvertreter ausbilden zu lassen. Das sei ein Beruf der Zukunft.“

„Wieso das denn“, habe ich damals ahnungslos gefragt. Der Mann, ja jetzt weiß ich auch, wer es war: Einer, den ich noch aus der Armeezeit kannte und der damals immer schon wusste, wo die Speckseiten hängen.

„Ist doch klar, Mann“, meinte er, „jetzt, wo alles wegfliegt, da haben die Leute Angst, noch mehr zu verlieren. Was hier angesagt ist, heißt Sicherheit. Wo es keine mehr gibt, muss man sie sich kaufen. Und das ist ein Renner, glaub mir.“

Nun ja, meine Arbeit in der Verwaltung machte es mir relativ leicht, mich in diesen Versicherungskram einzuarbeiten. Manchmal komme ich mir heute noch blöde dabei vor. Aber es gibt dankbare Kunden und sie scheinen meinen Job für einen ehrenhaften zu halten.

Der Mann machte eine kleine Pause und sprach dann versöhnlich weiter:

„Aber immerhin können wir nun reisen. Und wissen Sie, das Reisen, das genieße ich in vollen Zügen. Ich hole alle Schönheiten Deutschlands nach, die Alpen, den Schwarzwald, demnächst die Lüneburger Heide.“

Diesem Mann ging es vor der Wende genauso wie mir, als ich Jena auf der Landkarte erst hatte suchen müssen. Ich erzählte, wie es mir damals ergangen war. Der Versicherungsvertreter sah mich nachdenklich an.

„Sie sind also eine von denen, die jetzt Wossis werden?“, fragte er.

Jena, den 18.1.1995

Lebenskünstler gibt es auch.

Im Dezember fiel bereits Schnee, viel Schnee. So etwas kannte ich aus Wiesbaden nicht. Das Haus, in dem ich wohne, ist ein Eckhaus und der Bürgersteig, den es vom Schnee zu räumen gilt, verläuft an zwei langen Seiten des Hauses entlang. In den Jahren davor haben sich die verschiedenen Mieter mit dem alten Professor in die anstrengende Aufgabe geteilt. Ich war froh, als ich hörte, dass auch mein Hausbesitzer diese Schufferei endlich leid ist und jemanden besorgt hat, der die Arbeit zuverlässig übernehmen wird. Die Kosten für diese Dienstleistung will er gleichmäßig auf sich und alle Mietparteien umlegen.

Herrn Pirotsch aber ist es lieber, sich das Geld jeweils selbst bei den verschiedenen Parteien abzuholen. So kam auch ich zur Ehre seines Besuches. Ich bot dem Mann eine Tasse Kaffee an. So viel hatte ich inzwischen gelernt. Der Mann blieb eine geschlagene Stunde auf dem Sofa in meinem Wohnzimmer sitzen und hörte nicht auf zu erzählen. Er redete über die „alte Zeit“ und über die neue. Und er selbst war immer mitten drin.

Im Detail berichtete er zunächst über seine Berufskarriere: ursprünglich Schreinerlehre, dann Arbeiter- und Bauernfakultät, POS Lehrer, 10 Jahre Sport unterrichtet, ohne dafür ausgebildet zu sein, dann Gastwirt in einer FDGB-Kneipe, beinahe Leiter eines Lehrlingsheims und schließlich Frührentner. Das gelang ihm, weil er kurz vor der Wende wegen unliebsamer Bemerkungen rausgeschmissen werden sollte, aber einen Freund hatte, ein hohes medizinisches Tier, der kein Blatt vor den Mund nahm, und der ihm die Notwendigkeit einer Frührente attestierte. Danach — noch zu DDR-Zeiten — hat er angefangen, für Professoren und Doktoren Hunde auszuführen, zu malern, Gärten zu pflügen, Schnee zu schippen. Das war keine schlechte Sache! Und nach der Wende wurde dieses Geschäft noch lukrativer.

Irgendwann konnte er sich in Weimar eine Eigentumswohnung in der Platte kaufen. Inzwischen sei es ihm möglich, seine Kunden auszuwählen, meinte er voller Stolz. Und er gehe nur noch zu solchen Auftraggebern, die ihm auch etwas „Ansprache“ geben, wie er sich ausdrückte, die also nicht einfach seine Dienstleistungen wollen, bezahlen und gut.

Da hatte ich also richtig getippt: Dieser Mann hat was zu erzählen. Und es gibt jedes Mal einen für mich noch unbekanntem DDR-Witz umsonst dazu. Aber das ist noch nicht genug: Bei allem, was er preisgibt, schimmern am Horizont seine pikanten Frauengeschichten mit: Zuerst ist da die Ehefrau, von der er eine Tochter hat, die jetzt als arbeitslose Lehrerin ein Buch über Erich Honecker schreibt. Nach der Scheidung von seiner ersten Frau liierte er sich mit einer Krankenschwester, und später mit einer Frau Doktor, die viel jünger war als er, die aber unerwartet starb. Und jetzt weiß ich auch, dass die Frau, die mich unter der Nummer des

Herrn Pirottsch meldet, nicht seine Vermieterin und nicht seine Ehefrau, sondern seine neuste Geliebte ist. Herr Pirottsch teilte mir zum Schluss seiner Ausführungen noch mit, er sei fünfmal im Jahr im Ausland. Und er zählte Länder auf, in denen ich nie war und gar nicht sein will. Ich hörte fasziniert zu: Das schien ein Mann, der im Gewässer des alten, wie des neuen Systems schwimmen konnte wie ein Fisch. Diese Fähigkeit beherrscht Brigitte nicht, fiel mir da plötzlich ein. Und ich wohl ebenso wenig.